



Rainer Hennig
(*1945)

Die sieben wichtigsten Punkte in meinem Leben

Geboren 1945 in Lippertsgrün, im ehemaligen Landkreis Naila, jetzt Hof (Oberfranken), als Sohn von Nebenerwerbslandwirten.

„Erweckliche“ kirchliche Jugendarbeit prägt die Schulzeit von 1951 bis zum Abitur in Münchberg 1964 und führt zum Entschluss evangelische Theologie zu studieren.

Nach Studium und Promotion (1964–1974) erste ökologische Impulse durch das Studentenpfarramt in Augsburg, unter anderem „Prozession für die gekreuzigte Schöpfung“.

1985–1988: Beurlaubung vom Kirchendienst für Zusatzausbildung in Landwirtschaft auf einem Bio-Hof bei Starnberg und ökologische Studienaufenthalte in Frankreich und Großbritannien.

Ab 1988 wünsche ich mir und bekomme ich von meiner Landeskirche eine halbe Stelle in Mittelfranken, verbunden mit Schafzucht.

Unter anderem diese Kombination führt zur Berufung zum ersten vollzeitlichen Umweltbeauftragten der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern von 1991 bis 2002.

Seit 2004 Teilzeitpfarrer mit Milchschaafhaltung in Lauenstein, Landkreis Kronach. Mittlerweile Pfarrer im Ruhestand, aber mit Weiterführung der Schafhaltung.

Als Partner der Schöpfung und nicht als ihr Ausbeuter sollten Menschen heute eigentlich in Richtung einfacher Lebensstil „marschieren“, damit alle leben können. Dies wäre laut Rainer Hennig Frömmigkeit der Neuzeit. Der ehemalige Umweltbeauftragte der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche wurde durch das Waldsterben und einen katholischen Biobauern für die Umweltthematik sensibilisiert oder „angebrütet“, wie er es ausdrückt. In einem Auslandsjahr lernte er unterschiedlichste alternative Lebensformen und Sichtweisen in und außerhalb der Kirchen kennen. Als „Geschenk“ empfand er es, dass er in der schottischen Öko-Gemeinde Findhorn zusammen mit Helen Nearing, der Frau des amerikanischen Pazifisten, Sozialisten und Vegetariers Scott Nearing, eine halbe Woche in einem Beet sitzen und Unkraut jäten durfte. Denn die Bücher des Paares, das auf einer Farm in den USA versuchte, als strikte Selbstversorger im Gleichgewicht mit der Natur zu leben und dabei soziale Freiheit anzusteuern, haben ihn sehr beeindruckt. Als Teilzeit-Pfarrer und ökologisch wirtschaftender Bauer und Schäfer sowie als Umweltbeauftragter versuchte er seine Vorstellungen einer praktischen Theologie zu leben. Wobei er Verantwortung für die Schöpfung zu übernehmen als „hausgemachtestes und ureigenstes“ Thema der Kirchen sieht, das nicht durch Kürzung und Sparpläne „massakriert“ werden darf.

Was heißt für Sie Natur bewahren?

Ich denke bei „Natur bewahren“ an einen Bildhauer, der reihenweise Engel macht. Wenn ein Bauer vorbeikommt, kann es anscheinend passieren, dass der Bildhauer diesem einen Engel mitgibt, den der Besucher bei sich auf die Felder stellt. Irgendwo, wo er halt einen schönen Platz findet. Der Engel wäre ja eigentlich ohnehin da, aber es ist wichtig, ihn sichtbar zu machen und sich selber zu sagen: Nein! Lass Dich erinnern!

Wie kamen Sie als evangelischer Theologe zum Umweltschutz?

Das war zu meiner Zeit als Studentenpfarrer in Augsburg, Ende der 70er Jahre. Einstiegsthema war das Waldsterben. Damit sehr verbunden war das Gefühl, dass nicht alleine die Bäume Schwierigkeiten haben.

Sondern...?

...die Bäume haben Probleme, weil es dem Boden nicht besonders gut geht. Der Boden hat Probleme, weil die Luft, die über ihn streicht, Schadstoffe mitbringt. Das Waldsterben hat sich sehr schnell als Komplex- und Vernetzungsthematik herausgestellt.

Wir kamen so weit, dass wir darauf aufmerksam machen wollten, und sind dann mit einem Kübel gelöschten weißen Kalks auf dem Fahrradgepäckträger losgezogen, einen Pinsel dabei, und haben an geschädigte Alleebäume entlang der Straßen ein großes Kreuz gemalt, um zu sagen: „Leute, also bitte, schaut noch mal hin: Dem Baum geht es nicht gut!“ Ich erinnere mich auch an eine Art Prozession durch die Augsburger Innenstadt in der Karwoche. Wir haben zwei Auspuffrohre zu einem Kreuz geformt, daran einen großen Ast genagelt – gekreuzigte Natur sozusagen.

Das Waldsterben war also ausschlaggebend für Ihr Umweltengagement?

Da war einmal das Thema Waldsterben, aber ich erinnere mich auch an einen Professor der Fachhochschule Augsburg, Herrn Voigt, der mittlerweile leider nicht mehr lebt, damals aber entscheidend war. Wir luden ihn für ein Wochenende ein, das für uns alle zu einer Art Aha-Erlebnis



Stallsegen (Foto: Karl-Heinz Ziener, 2010)

wurde. Am Ende hatten wir als arglos einladende Studentengemeinde das Gefühl: Nee! Wir müssen konzentrierter oder konzeptioneller vorgehen. Ab dann liefen so Dinge, wie sich mit Nachbargemeinden verständigen und auf bayerischen Studentenpfarrerkonferenzen Natur oder Ökologie zum Thema machen, ohne dass das wirklich professionell geworden wäre. Das war es noch nicht. Aber wir waren alle „angebrütet“.

Wie ging es weiter?

Ich ging dann in die Schularbeit und hatte auf einem Bio-Bauernhof zwei Zimmerchen. Der Bauer war locker genug zu sagen: „Also jetzt bräuchten wir noch zwei Hände, um die Heuernte vor dem nächsten Schauer zu bewahren.“ Er vermittelte mir bei solchen Aktionen en passant, warum er von konventioneller auf ökologische Landwirtschaft umgesattelt hatte. Ich verstand dadurch zunehmend die großen Themen, die wir in der Studentengemeinde – ein bisschen kursorisch – auch behandelt hatten, und bin stückchenweise in das reingewachsen, was mir heute wichtig ist: Naturschutz und Ökologie.

Ich wollte mich dann selber noch kundiger machen in den Bereichen Kirche, Theologie, Schöpfungsbewusstsein

und alternative Lebensformen und beantragte beim Lutherischen Weltbund ein Stipendium für ein Auslandsjahr auf eigene Kosten.

Der Lutherische Weltbund war einverstanden mit einem ökologischen Auslandsjahr?

Ja! Und hat mir überhaupt keine Vorgaben gemacht. Ich war zum Beispiel in Findhorn, damals in Schottland eine große „New Age“-Wallfahrtsstätte. Ich habe mit den Pfarrgemeinden in Sellafeld und in La Hague Kontakt aufgenommen. In Südfrankreich war ich bei der Arche, einer Gemeinschaft, die mir auch da erst ein Begriff wurde. Das waren Leute, die von Lanza del Vasto herkamen, der bei Gandhi studiert und gelebt hatte. Wir versuchten gewaltfrei und radikal ökologisch mit der Natur zu leben und benutzten zum Beispiel überhaupt keine Maschinen.

Und nach dem Jahr wurden Sie Umweltbeauftragter?

Nein. Ich wollte in die Gemeinde mit dem festen Vorsatz: Keine ganze Pfarrstelle, sondern zur Hälfte landwirtschaftlich arbeiten. Ich dachte, der Personalreferent der Bayerischen Landeskirche wirft mich mit diesem Anliegen gleich raus. Das war aber nicht der Fall, stattdessen war er hoch neugierig und sagte sofort: „Also, was Sie da wollen, das haben wir bisher noch gar nicht. Aber wir haben kleine Gemeinden, die mit einer halben Stelle zu betreuen wären.“ Ich kam dann in die Gemeinden Rudolzhofen und Seenheim, beides im Dekanat Uffenheim, Mittelfranken. Da baute ich neben der halben Stelle meine erste Schafhaltung auf, Bienenhaltung außerdem und versuchte (mit Gemeindeunterstützung) mein Heu selber zu erarbeiten und so weiter. Ich war gerade im dritten Jahr, da kam ein Anruf aus München vom Oberkirchenrat, der früher mein Religionslehrer war, die evangelische Landeskirche habe die Stelle eines Umweltbeauftragten neu begründet. Ich lehnte erst zwei Mal ab, weil ich dachte, nach zweieinhalb Jahren in der Gemeinde kann ich nicht gleich wieder weggehen. Dann, wie es so geht, redeten mir Freunde zu. Ich schrieb an die Kirchenleitung und bekam die Stelle.

Wie gingen Sie die Umweltarbeit in der evangelischen Kirche an?

Es war grundlegend, dass es gelang, ein ehrenamtliches Netzwerk zwischen 1.000 und 1.300 Umweltbeauftragten zusammenzubekommen, die als künftige Ansprechpartner für die ökologische Arbeit in den Gemeinden zur Verfügung standen. Wir luden diese „1000 plus“ zwei Mal im Jahr zu Fortbildungen ein, einmal im Süden nach München und einmal im Norden nach Nürnberg. Wir gaben dann einen Umweltbrief heraus, der vier Mal im Jahr erschien und unsere Leute instruierte.

In jedem der sechs bayerischen Kirchenkreise hatten wir in der Regel zusätzlich drei ebenfalls ehrenamtliche Leute, die von uns mindestens vierteljährlich zu Umweltkonferenzen eingeladen wurden. Hauptsächlich dort lief die theologische und politische Arbeit.

Welche Projekte hatten Sie?

Mir ging es darum, dass die Kirche in ökologischen Dingen, vom Friedhof über die Kirchenheizung bis zum Einkaufen, aufmerksamer wird. Der Auftakt war etwas, was so langsam in die Krise kommt: Wir empfahlen allen Gemeinden Energiesparlampen und haben schlussendlich, mit Hilfe der Evangelischen Landjugend, an die 16.000 verschickt. Das war Anfang der 90er. Wir griffen danach das Wasserthema auf und propagierten in Kindergärten und so weiter Wasserspareinsätze. Wir erklärten: Leute, wir können damit unseren Wasserverbrauch um mindestens zwei Drittel senken! Wir brachten mit dem Verbraucherministerium ein Buch heraus, das „Der Nachbarbauer“ hieß. Wir sammelten mit dem „Alternativen Branchenbuch“ und dem Landwirtschaftsministerium bayernweit Adressen von sämtlichen Bauern, die regional vermarktet.

Hatten Sie ein Lieblingsprojekt?

Ja. Wir entschlossen uns in der Konferenz der Umweltbeauftragten nach einiger Zeit einen eigenen Verein zu gründen, weil Projekte mit staatlichen Fördergeldern einen administrativen Partner brauchen. Da erschien uns die Vereinsstruktur besser geeignet als eine direkte Kirchen-



Werbung für Pflanzenölantrieb (Foto: Karl-Heinz Ziener, 2006)

adresse. Da war uns manches möglich, was vielleicht mit dem Riesen-Kirchenhaushalt nicht möglich gewesen wäre. Aus diesem gegründeten Verein entstand eine Idee, die mich bis heute freut, auch wenn sie ebenfalls mittlerweile ein bisschen in die Krise gekommen ist: Wir haben uns darauf verschworen, in unseren Gemeinden landauf, landab für eine kirchliche Windkraftanlage zu sammeln. Das war ein Thema, das mehr Leute bewegte, als wir meinten. Das war die erste Überraschung. Wir haben auch mehr Gegenwind gekriegt.

Inwiefern gab es Gegenwind?

Wir fanden in Bayern keinen Standort. Das hing mit der damals nicht gerade windkraftfreundlichen bayerischen Politik zusammen. Aber auch mit unserer Überzeugung, dass alle in einer Kirchengemeinde samt katholischen Nachbargemeinden so etwas wollen müssen. Damit sind wir nicht schiffbrüchig geworden, aber wirklich in Verlegenheiten gekommen. Zum Schluss bekamen wir einen Tipp

von einem Windkraftbetreiber in Südbayern, bei Eisenach gegenüber der Wartburg stünden ein paar Anlagen schlüsselfertig zum Verkauf. Da gab es keinen Gegenwind, denn die Anlage gab es schon! Kostete aber mehr als das Doppelte als wir geplant hatten. Also haben wir allen unseren geneigten Spendern geschrieben und denen, die es noch nicht waren: Wir brauchen jetzt 2,4 Millionen D-Mark statt 1,2 Millionen.

Hat das geklappt?

Das war ein echter Klimmzug. 2001 konnten wir diese Rückenwindanlage, wie wir sie trotz des vielen Gegenwindes nannten, einweihen.

Haben Sie mit der Anlage Geld verdient?

Die Konzeption war – und hat sich auch fünf Jahre durchhalten lassen –, mit dem Ertrag zwei halbe bezahlte Umweltberaterstellen zu finanzieren, eine in Südbayern und eine in Nordbayern. Im Augenblick haben wir Probleme, weil leider beide Stellen auf eine Viertelstelle reduziert werden mussten. Das hat mit Finanzierungsfehlern und Winderträgen zu tun, die geringer als erwartet ausfielen. Ich hoffe jetzt in meinem Ruhestand Geduld und Glück zu haben und mit den der Windkraftanlage gewogenen Freunden noch mal zu reden, um diese Liquiditätslücke zu schließen und wieder zwei halbe Stellen zu finanzieren. Es bleibt aber dabei und war über all die Jahre der Fall, dass diese Anlage alternative Energie erzeugt und schon allein dadurch die Umwelt entlastet!

Ist erfolgreiche Umweltsarbeit aus solchen Erfahrungen nicht vor allem eine Frage des Geldes?

Geld ist wichtig. Noch wichtiger sind das Engagement und die Vernetzung der Umweltengagierten. Wichtig ist vor allem aber auch, dass man sich innerhalb der Kirche nicht ständig als Ausnahme begründen muss, sondern dass Naturbewahrung als gute, gesunde, notwendige, biblische, christliche Regel betrieben wird.